

Leseprobe



Glashimmel

Die Leute von Buchenau. Roman

240 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden

ISBN 9783746261720

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2022

Marianne Wintersteiner


Glashimmel

Die Leute von Buchenau

Ferdinand Ritter von Poschinger zugeeignet

benno

Marianne Wintersteiner: Glashimmel. Die Leute von Buchenau
Originalausgabe © 2004, Rosenheimer Verlagshaus GmbH &
Co. KG, Rosenheim ISBN 978-3-475-53335-1 (5. überarbeitete
Auflage)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell
auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm, zu
Neuerscheinungen und Aktionen. Einfach anmelden unter
www.st-benno.de.

ISBN 978-3-7462-6172-0

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Umschlag: Rungwerth Design, Düsseldorf
Umschlagabbildung: © Kateryna Yakovlieva/Shutterstock,
Serg64/Shutterstock, K3Star/Shutterstock
Gesamtherstellung: Kontext, Dresden (A)

Inhalt

1	
	<i>Der Fremde – Die Geschwister Marei und Tobias – Ju- liane und zwei Füchse im Schnee – Der Hüttenherr – Ein unheimlicher Gesell?</i> 7
2	
	<i>»Rockenroas« und eine gruselige Geschichte – Der Teufelstisch – »Jetzt möcht ich halt wissen ...«</i> 32
3	
	<i>Engelbert Humperdinck in Buchenau – Heuernte – »Du spielst also die Geige?« – Betty Schwarzenfeld und Ferdinand</i> 51
4	
	<i>Eine verhinderte Hochzeit – Das Christkindlspiel – »Es hing alles an einem seidenen Faden«.....</i> 70
5	
	<i>In Wind, Luft und Sonne aufgewachsen – Disput auf dem Melkschemel – Das Rubinglas</i> 93
6	
	<i>Aber wer ist der Vater? – Die Mär vom Glashimmel – Eine Gaudi – Feuerwehrfest – »Derf er denn dös?« .</i> 113
7	
	<i>Die schönste Zeit im Waldgebirg – Unheil abwenden – Lichtmess – Im Schachtenhaus spukt’s wieder bei der Nacht – Eine Hochzeit</i> 134

8

Das Spiegelhütter Schlössl – »Hat ihn eine Kreuzotter gebissen!« – Ein Ochs als Reittier – »Das darf er net, der Lump!« – Nicht der Wassermann, der Schutzengel . 161

9

Die Beute aus den Fallen von drüben – Die Krähe – »Der Schutzengel für den gnä' Herrn« – Wandern über den Acker – »Haben s' dich hinausg'haut?«..... 188

10

Tragödie im Kuhstall – Der Wind auf der Heiden – Eine friedliche Begegnung – »Wir ziehen ins Amerika!« – Das Herrebüble 205

11

Krieg – Fahnenflucht – Er war doch stark, ihr liebster Freund – »Es hat mir der Vater aus dem Fegfeuer gerufen« – Das Wunder..... 221

12

Das Waldtäubchen und der Schäfer – Ein Holzschuh im Schnee – Tränen – »Hättest du doch auf mich gewartet, mein Kind« – Die erfüllte Lebenssehnsucht 233

1

Der Fremde – Die Geschwister Marei und Tobias – Juliane und zwei Füchse im Schnee – Der Hüttenherr – Ein unheimlicher Gesell?

Der Winter in Buchenau ist härter, eisiger und länger als anderswo. An so einem bitterkalten Wintertag pfiff der Wind von Osten, der berühmte Böhmwind. Er türmte den Schnee zu mannshohen Wehen am Wegrand, rüttelte an den hölzernen Fensterläden, biss die Frauen in die frostrotten Hände, als sie ihre Kübel unter den Dorfbrunnen hielten. Das Wasser rann nur dünn aus dem vom Eis verengten Rohr, aber es floss wenigstens noch.

Zwischen den Mägden und Frauen stand ein Diener des Schlosses, einen Eimer in den behandschuhten Händen, von den Umstehenden mit spöttischen Blicken bedacht. Gab es im Schloss doch eine private Wasserleitung, seit die junge Herrin aus dem Rheinländischen in den Wald gekommen war. Steif stand der Diener mit seinem Eimer da und tat, als hörte er das Getuschel der Mägde nicht. Bis eine keck fragte:

»Meint ihr, unser Brunnenwasser schmeckt besser als eures aus den Röhren?«

Der Diener schwieg, doch ein Mädchen, die muntere, scheinheilige Rosalie, Zimmermädchen im Schloss, sagte gelassen: »Uns hat's auch das Wasser eingefroren, wir müssen auf'n Schmied warten, dass er's wieder auftaut.«

»Da könnt's lang warten«, meinte die Magd vom Schmied. »Der ist heut früh nach Zwiesel hinein. Da

müssts schon noch öfter Wasser tragen. Warum habts denn auch den Schlossbrunn zugeschüttet?»

Ja, warum? Weil das Plätschern des Brunnens die empfindsame Schlossherrin Juliane von Poschinger am Einschlafen hinderte. Im Dorf aber hatte man sogleich abergläubisch geraunt: »Das bringt Unglück, wenn man dem Wasser den Lauf verwehrt. Wenn man Lebendiges abwürgt, dann wird noch mehr Lebendiges abwürgt.« Das war eine Weisheit der alten Stadlerin, die angeblich ins Inwendige schauen konnte. Und es dauerte nicht lange, da wurde auch von mangelndem Glück getuschelt: Ein Jahr nach dem anderen verging und die Wiege im Schloss blieb leer ...

Jetzt wandte sich das Interesse der Mägde von dem eingebildeten Diener ab und etwas anderem zu. Ein Fremder kam den Weg entlang. Er trug einen unüblich großen Hut, geeignet, den Regen abzuhalten, unüblich hohe gelbe Schaftstiefel, wie man sie braucht, um weite Wege durch dick und dünn zu stapfen, durch Schnee und Morast. Über die Schulter geworfen trug er einen Mantelsack.

Bei den Frauen am Brunnen blieb er stehen. »Lasst mich trinken«, verlangte er kurz.

»Womit denn?«, spottete die Rosalie. »Aus dem Kübel wie unser Vieh?«

Der Bursche beugte sich zum Brunnenrohr und ließ das Wasser durch seine Hand geschickt in den Mund rinnen. »Ich werde euch ein Glaskrögel stiften, ein rotes. Das könnt ihr dann für müde Wanderer ans Brunnenrohr hängen«, grinste er und wischte die letzten Wassertropfen von seinem bartlosen Mund.

Rosalie wandte kein Auge von dem Fremden. »Bist du ein Glasmacher?« Der Mann sah sie kurz an, dann traf sein Blick das Mädchen neben ihr. Ein junges Gesicht mit dunklen, großen Augen.

Bestimmt ist ihr Haar schwarz, dachte der Bursche. Das Tuch bedeckte es vollständig, es war keine Strähne zu sehen.

Der Fremde fegte von einer Hausbank nahe dem Brunnen den Schnee fort und setzte sich. Als das Mädchen mit den beiden gefüllten Kübeln den Platz am Brunnen verließ, schlenderte er ihr langsam nach. Er holte sie ein und fragte, ob er ihr tragen helfen dürfe. Sie zögerte. Da nahm er ihr so schnell, dass das Wasser überschwappte, die Kübel aus den Händen.

»Weißt du ein Nachtquartier für mich?«, fragte er. »Wo ist denn hier das Wirtshaus?«

»Da müsst Ihr entgegengesetzt gehen, müsst wieder umkehren. Das Wirtshaus ist dort hinten.«

Es klang erleichtert.

»Erst trag ich dir das Wasser zum Haus. Musst du denn immer von so weit das Wasser holen?«

»Nein. Hinter unserem Haus ist eine Quelle, aber die ist jetzt zugefroren.«

»Tut sie das öfter? Das sollt man ihr abgewöhnen.«

Das Mädchen sah ihn mit einem schrägen Blick an. »Wie denn?«

»Da muss ich mir noch was einfallen lassen. Wie heißt denn du?«

»Marie, aber sie heißen mich Marei.«

»Ich bin der Peter Fischer aus dem Böhmischen.«

»Bist also doch ein Glasmacher?« Es war die erste Frage, die sie an ihn richtete, eine interessierte Frage. Denn von ihrem Bruder Tobias wusste sie, dass man in

der Hütte einen Glasmacher aus Böhmen erwartete. Der Hüttenherr hatte es erzählt und gedroht, er werde noch andere »Böhmische« ins Dorf holen, wenn das Glas weiterhin so schlecht bleibe. Beim jungen Poschinger wusste man nie, ob er es ernst meinte.

Peter Fischer also war der erste Konkurrent, denn als solchen sahen die Buchenauer einen fremden Glasmacher an.

Tobias war der Schwester entgegengekommen und sah den Fremden, der die Eimer trug. »Gib her!«, sagte er schroff.

Sofort stellte Peter die Kübel auf den frostharten Boden und wandte sich zum Gehen. Da hielt ihn Mareis leiser Ruf »Wärmt Euch ein bisserl bei uns auf« zurück.

In der Stube roch es angenehm nach Reising, das im Herdfeuer glimmte, und herb nach gekochten Wacholderbeeren. Peter setzte sich auf die Ofenbank, wärmte seinen Rücken und sah Marei interessiert zu, wie sie sich aus den wollenen Tüchern schälte. Ihr Haar war nicht schwarz, es war hellbraun wie junge Haselnüsse und krauste sich um ihre Stirn. Das sah hübsch aus, fast wie ein Heiligenschein. Aber sie strich die Locken sogleich streng zurück, tauchte dazu sogar die Hand ins Wasser.

Ohne Scheu und geradezu weltgewandt begann der Gast zu erzählen. Er komme aus einem Ort hinter der Grenze, dort mache man ein Glas, das besser sei als jedes andere. »Es wird in die ganze Welt verkauft.«

»Und warum bist dann nicht dort geblieben?«, fragte der Tobias unfreundlich.

»Weil ich andere Glashütten kennen lernen will und andere Leut.«

Er sah Marei mit flammendem Blick in die Augen. Dann wandte er sich an Tobias und fragte direkt: »Hast

du nicht eine Schlafstelle für mich? Ich zahle gut. Morgen geh ich aufs Schloss und schau mich in der Hütte um. Wenn sie mir gefällt und der Hüttenherr auch, dann bleib ich und such mir im Dorf ein Quartier. Wenn nicht, geh ich schon morgen wieder weiter.«

Tobias erlaubte ihm gnädig, in der Äpfelkammer zu schlafen. Vorher hatte er einen so unverschämt hohen Preis genannt, dass seine Schwester erschreckt rief: »Was fällt denn dir ein, Tobias?«

Er sah sie streng an und führte den Fremden auf den Dachboden, wo er ihm eigenhändig eine Schütte Stroh zuwarf.

Die siebzehnjährige Marei schlief fest wie im Kinderschlaf. Peter Fischer, der Fremde, lag wach und dachte nach. Er war erst seit drei frostklirrenden Tagen unterwegs auf Arbeitssuche. Beim Wandern friert man nicht, ihm war wohl zumute, auch jetzt. Er war frei von jener Liebeskette, die ihn wider seinen Willen drüben hatte festhalten wollen, er war jung, morgen würde er wieder, wenn es ihn gelüstete, mit langem, festem Schritt weitergehen; oder auch bleiben – wie es ihm beliebte. Und morgen würde er wieder in ein Mädchengesicht schauen, das ihn merkwürdig anzog.

Doch am nächsten Morgen war die kleine Marei nicht zu sehen. Peter zahlte Tobias den verlangten Preis, der hatte es eilig, zur Arbeit in der Hütte zu kommen. Peter kam nicht dazu, ihn nach der Schwester zu fragen. Die arbeitete als Küchenmagd im Schloss und musste schon vor dem ersten Hahnenschrei droben sein.

Im Kontor empfing der Hüttenherr Ferdinand von Poschinger den Peter Fischer mit prüfendem Blick.

»Du hast dich bei meinem Werber gemeldet. Ich –«

»Der Werber hat sich bei mir gemeldet, Herr«, unterbrach ihn der Peter. »Und ich weiß auch warum.«

»So? Und warum?«

»Das wisst Ihr so gut wie ich«, grinste Peter.

Ja, der Hüttenherr wusste es. Dem Burschen da sagte man nach, dass er ein besonderes Schmelzrezept in seinem Schädel trage, eines, das dem Besitzer der Annahütte Ansehen und Geld eingebracht hatte. Es war ein eigenartig dunkles Purpurrot, eine Glasfarbe mit einem leichten Stich ins Bläuliche statt wie üblich ins Grellrote.

»Also, was willst du bei mir arbeiten? Als was soll ich dich einstellen, Peter Fischer? Als Glasbläser, als Schmelzer oder vielleicht als Hilfsarbeiter?«, grinste der Herr von Poschinger.

»Ein Hilfsarbeiter wie ich käm Euch recht teuer, Herr. Was wollt Ihr mir denn zahlen?«

»Das Übliche, achthundert.«

»Das Doppelte, Herr.«

»Spinnst du?«

Man einigte sich auf zwölfhundert, das waren immer noch zweihundert Mark mehr, als die anderen Glasmacher in Buchenau erhielten.

»Mir hat der Werber gesagt, ich könnte bei Euch Vasen und Ziergläser blasen, wie in der Annahütte. Hier aber ist eine Tafelglashütte, wie ich sehe.«

»Und? Kannst du kein Glas ziehen?«

»Das schon, aber das andere wär mir lieber.«

»Dann musst du früh aufstehen und zur Spiegelhütte marschieren, bergauf, aber wenn dir das lieber ist? Mir wär's auch recht.«

Die Schwesterhütte erzeugte schöne Gläser, der Peter erkannte es, als er sie begutachtete. Aber er hatte keine Lust, allmorgendlich mehr als eine Stunde Fuß-

marsch in Kauf zu nehmen, nur um dem Herrn Poschinger exquisites Glas zu blasen. Die Hauptsache war ihm, der Lohn stimmte, alles andere war dem Peter egal.

Er fand bei der Witwe Stadler durch die Fürsprache ihrer Enkeltochter Rosalie, des Stubenmädchens, eine Unterkunft. Dem Tobias Haslinger begegnete der Peter in der Glashütte, doch Marei bekam er nicht zu Gesicht. Wasser brauchte sie keines mehr vom Dorfbrunnen zu holen, die Quelle hinter ihrem Haus plätscherte wieder, die ärgste Dezemberkälte war gebrochen. Von der Stadlerwitwe, seiner Wirtsfrau, erfuhr der Peter mancherlei über Maria Haslinger, das »Marei«. Beide Eltern waren knapp hintereinander gestorben.

»An der Lungenkrankheit. Haben sich halt beide zu Tode gerackert. Und die Raffgier und das Unstete, das hat der Tobias vom Vater geerbt. Er meint, er müsst ein reicher Bauer werden. Darum schindet er sich Tag und Nacht, gönnt sich keine Ruh, treibt's wie der Alte als Viehhändler, macht doppelte Schicht in der Hütte und treibt Schmuggel. Und er verlangt von seiner Schwester das Gleiche. Er soll sie sogar mit Sacharin über die Grenze geschickt haben – ob's wirklich wahr ist, weiß ich nicht, die Leute sagen's halt.«

»Aber warum lässt sie sich denn das alles gefallen?«, fragte der Peter mit leichtem Unbehagen.

Die Stadlerin zuckte die Achseln. »Nichts Gewisses weiß man nicht. Aber die Leut sagen –«

Diese Redewendung kannte der Peter schon, sie war hier wie anderswo sehr gebräuchlich. Und er erfuhr, dass die Leut sagen, Marei hätte es dem Vater auf dem Sterbebett schwören müssen, dass sie dem fünfzehn Jahre älteren Bruder stets gehorsam sein werde. Und das bedeutete, dass sie von ihm eben nach Strich und Faden

ausgenutzt wurde. Sie musste im Schloss als Küchenmagd arbeiten, daheim als Stalldirn und im Frühjahr auch als Pflanzdirn im Wald des Poschinger.

»Es könnt doch der Tobias heiraten, er ist ja schon bald überständig«, meinte der Peter.

A geh, wer nimmt denn den Raffhansl?«, spottete die Stadlerin. »Weiß ja jede, sie müsst sich bei ihm zu Tode schinden. Aus unserem Dorf nimmt den keine.«

Und das wusste auch der Tobias, deshalb wanderte er ja auch an jedem Sonntag – da durfte man leider sowie so nicht arbeiten – bis weit in den Vorderen Wald hinein und suchte nach einer Braut. Reich sollte sie sein, und stark sollte sie sein für die Arbeit und fürs Kinderkriegen, schön musste sie auch sein, denn jeden Tag eine Schiache anschauen, dazu hatte er keine Lust.

Der Tobias war selbst ein schöner Mensch, wie seine Schwester auch. Und fesch sah er aus in seinem gebürsteten Sonntagsanzug und mit der Pelzkappe auf dem Kopf. Die hatte er billig erstanden von einem Hausierer, sicher ein gestohlenen Stück, denn der Tobias musste nach dem Kauf erst heimlich und mühselig mit seinem Taschenmesser ein Monogramm aus dem Kappenfutter trennen. Kehrete er irgendwo ein, nahm er als Erstes seine Kappe ab und verstaute sie im Schnappsack neben dem Tabak. Der war der einzige Luxus, den er sich leistete, und trotzdem tat es ihm leid um die paar Kreuzer, die er dafür aus seinem Hosensack ziehen musste.

An so einem Sonntag – der Tobias war über Land – besuchte der Peter die Marei. Sie stand am Herd und kochte Viehfutter. Es roch diesmal in der Kuchl nicht herb nach Wacholderbeeren, sondern unangenehm säuerlich nach gedämpften alten Rüben und Erdäpfelschalen. Sie sah vom Herdfeuer auf und erkannte ihn. »Seid Ihr also

im Dorf geblieben?«, fragte sie, um überhaupt etwas zu sagen. »Gefällt's Euch in der Buchenauer Glashütten?«

»Du gefällst mir, Marei, sonst nichts. Die Hütte ist nicht anders als daheim. Zahlen tut mir der Poschinger hier freilich mehr. Wenn's die anderen in der Hütte wüssten, wär Feuer am Dach.«

Die Glashütte, nahe beim Schloss, doch weit genug entfernt, dass die Dämpfe und der Rauch die Herrschaften nicht allzu sehr belästigten, war eine der größten im Wald, der Hüttenherr einer der angesehensten. Sein Glas verkaufte er in alle Welt, und er war reich genug, es sich leisten zu können, ein schönes, aber armes Fräulein aus dem Rheinland, also von weit her, zur Frau zu nehmen. Sonst war es bei den Glashüttengeschlechtern hierzulande Brauch, in der wohlhabenden Nachbarschaft auf Brautschau zu gehen, nach Möglichkeit jemanden aus der gleichen Branche, also ein Glashüttenfräulein, zu erwählen. Es hatten auch schon einige der jungen Damen im Zwieseler Winkel auf den jungen Hüttengutsbesitzer ein Auge geworfen. Aber nein, der brachte sich eine Fremde mit, eine Künstlerin, eine, die von morgens bis abends im Musiksalon saß und am Klavier klimperte, dass man es, wenn die Fenster offen standen, bis in die Glashütte hörte.

Spielte sie wild und stürmisch, sagten die Hüttenleute: »Heut hat s' wieder einen Zorn«, spielte sie leise und zart: »Hat s' wohl wieder ihre Migräne?«

Was das war, wussten die Waldler zwar nicht, aber es war eine Krankheit aus dem Kopf, das hatte die Rosalie erzählt. Juliane, die hübsche Professorentochter aus Mainz, der Stadt der Heiterkeit und des leichten Sinns, war unglücklich, fühlte sich im rauen Waldland alles andere als wohl.

Auch jetzt saß sie vor den Tasten des Klaviers, schlug ein paar Akkorde an, legte die Hände wieder in den Schoß. Ihr Mann war auf der Jagd. Und er hatte noch seine Freude daran, dieser grausame Mensch!

Dann kam er heim mit seinen Jagdkumpanen. Sie legten die toten Tiere vor ihrem Fenster ins Gras. Ach, und ihr wurde schlecht, wenn sie einen Blick hinunterwarf in den Park.

Auch an diesem Tag geschah, was sie befürchtet hatte: Zwei erlegte Füchse lagen im Schnee. Gar so groß war Julianes Abscheu auch wieder nicht – sie überlegte durchaus, wie man die Felle zu einem Pelerinenkragen verarbeiten könne.

Aus der Bibliothek drangen dumpf Reden und Lachen nach oben. Dort saß der Jagdherr mit dem Forstmeister und war guter Laune. Auch das verdross Juliane. Sie ging schließlich hinunter, wurde mit Hallo freundlich begrüßt, zu Tisch gebeten und aufgefordert, das Glas auf das Jagdglück der Herren zu erheben.

»Er war ein schlauer Fuchs, der Rote da unten. Und dass wir seine Füchsin auch mit erwischt haben, das garantiert, dass unsere Hennen von den beiden künftig ihre Ruhe haben werden. Den Pelz kriegt die Margret als Trostpflaster für ihren Hennenverlust.«

Juliane hatte noch kein Wort gesagt, doch jetzt erhob sie protestierend ihre Stimme und der Forstmeister wunderte sich. Unbeherrscht und heftig verlangte sie die Felle für sich. »Die Frau Verwalter mag sich ihren Kragen aus Hasenpelz nähen!«

Ferdinand Poschinger lenkte sofort ein. »Ich wusste nicht, dass du darauf Wert legst. Gefällt dir dein Blaufuchs nicht mehr? Aber du kannst sie haben, Juliane. Es sind schöne Winterfelle.«

Zur gleichen Zeit stand Peter an Mareis Herd. Im Kessel brodelte es sanft weiter. Sie rührte heftiger, als der Peter wiederholte: »Du gefällst mir, Marei!«

Das ist ja ein ganz Kecker, dachte sie, dieser schwarze Peter, wie man ihn im Dorf schon nannte! Was soll man denn auf so etwas antworten?

»Komm vor die Tür«, forderte er jetzt. »Man kann ja vor lauter Dampf nichts sehen und kaum atmen. Warum lüftest du denn nicht, Marei?«

Sollte sie ihm sagen, dass der Tobias das verboten hatte, das Lüften? Seine Rede war: »Wir heizen doch nicht fürs Vorgartl.«

Der kecke Peter nahm vom Holzhaken an der Wand Mareis Umschlagtuch und legte es über ihre Schultern. »Komm, dein Futter kocht allein weiter.«

Also folgte sie ihm in den strahlenden Wintertag. Er deutete in die glitzernde Schneepacht ringsum: »Hast ein schönes Heimatl, Marei, aber du kommst ja gar nicht dazu, dich umzusehen vor lauter Arbeiten und Rackern. Warum schuftest denn du so für deinen Bruder? Im Dorf schütteln sie schon den Kopf über dich.«

Sie gab keine Antwort, deshalb redete er weiter: »Hast denn du gar keinen eigenen Willen? Bist doch kein Kind mehr.«

Als sie immer noch nicht reagierte, wechselte er das Thema, sagte, ihm sei es recht, hier in Buchenau ansässig zu werden. »Es ist eine schöne Gegend, ähnlich wie daheim. Und die Leut gefallen mir auch.«

»Ihr kennt sie ja noch gar nicht«, erwiderte sie leise.

»Ich bin ein Menschenkenner«, behauptete Peter kühn. »Ich hab's im Gespür, ob jemand hinterhältig ist oder nicht. Hier sagen die Leut, was sie meinen, was